

Wie ein Pool zum Skandal wurde

Wer öffentliche Räume nach Identität begrenzt, will Diskriminierung bekämpfen. Doch damit verliert die Gesellschaft, was sie auszeichnet.

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

Es gibt in der Kulturszene wenige, die wir so sympathisch finden wie Matthias Lilienthal. Der neue Intendant der Berliner Volksbühne gilt als volksnah im besten Sinne. In bunten T-Shirts, weiten Jeans und Kapuzenjacken duzt er alle, ob Ministerin oder Reinigungskraft. Was wir außerdem an ihm schätzen, sind seine originellen Ideen. So begann sein Debüt als Intendant der Münchner Kammerspiele 2015



mit einem provisorischen Sozialwohnprojekt in Münchens Luxusvierteln. Zum Ärger der Schickeria lud er die Bürger ein, eine Nacht in Hütten aus Recyclingmaterialien wie Europaletten und Plastikplanen zu verbringen, um auf die Wohnungsnot aufmerksam zu machen. Typisch Lilienthal: Das Theater verlässt die Bühne, mischt sich ins Leben ein, macht gesellschaftliche Probleme sinnlich erfahrbar.

Als wir erfuhren, dass er im August die Leitung der Berliner Volksbühne übernimmt, ahnten wir: Da kommt noch was. Und so war es. Am 7. August eröffnete er das temporäre „Volksbad“ auf dem Rosa-Luxemburg-Platz. Der stilechte Pool mit Pommeshütte und Umkleidekabinen war als Protestaktion gegen den Verfall der städtischen Infrastruktur gedacht. Ein Coup. Auch wenn sich der Bund der Steuerzahler über die Verschwendung von Theatersubventionen – immerhin 300.000 Euro – beklagte, kam das Projekt beim Publikum gut an. Die Tickets für die kostenlosen Badeslots waren schnell vergriffen. Auch wir bekamen keine mehr.

Etwa eine Woche nach der Eröffnung drehte sich die Debatte jedoch. Plötzlich ging es um Rassismus, „Safe Spaces“ und Diskriminierung, losgetreten durch den Instagram-Post einer jungen CDU-Kommunalpolitikerin, die sich beklagte, am Freitag vom Eintritt ausgeschlossen zu sein. Der Grund: Auf der Website der Volksbühne stand, dass das Bad an diesem Freitag von 12 bis 18 Uhr „exklusiv für Schwarze Communities geöffnet“ sei. „Ich darf nicht ins Freibad, weil ich weiß bin“, klagte sie in einem selbstgedrehten Video.

Was folgte, entsprach dem klassischen Drehbuch der Skandalisierung. Rechte und konservative Influencer wetterten gegen die „Diskriminierung von Weißen“ und eine „staatlich finanzierte Rassentrennung“. Die AfD sprang auf das Thema auf. Alice Weidel fragte in einem Post, ob es hier um „Apartheid als Vorbild für Deutschland“ gehe. Irgendwann änderte die Volksbühne die Formulierung auf ihrer Website: Fortan war nicht mehr von „exklusiv für Schwarze“ die Rede, sondern lediglich davon, dass der sechsstündige Slot für den Verein EOTO („Each One Teach One“) reserviert sei, der sich für die Interessen schwarzer Menschen einsetzt. Doch da war es bereits zu spät.

Der Verein erhielt zahlreiche rassistische Drohungen, woraufhin die Veranstalter das Schwimmen „aus Sicherheitsbedenken“ absagten. Statt plantschender Kinder war am Freitag auf dem Rosa-Luxemburg-Platz nur ein Banner mit der Aufschrift „Fickt euch!“ zu sehen. Ob es von Lilienthal, dessen Höflichkeit sonst zu seinen Markenzeichen gehört, als Teil der Kunstaktion gedacht war oder Ausdruck schierer Verzweiflung, wissen wir nicht.

Die Absage erinnert daran, wie aggressiv es in öffentlichen Debatten zugeht und wie soziale Medien als Brandbeschleuniger fungieren. Es ist erschreckend, dass eine öffentliche Institution eine Veranstaltung aus Angst vor rechten Angriffen absagen muss. Dass die Volksbühne zur Zielscheibe einer rechten Kampagne geworden ist, bedeutet dabei nicht zwangsläufig, dass die ursprüngliche Idee – ein Badeslot exklusiv für die schwarze Community – richtig war. Wir finden, es braucht eine aufgeklärte Debatte darüber, wo Safe Spaces für Minderheiten geschaffen werden sollen – und wo sie fehl am Platz sind.

Wenn wir Demokraten nicht in der Lage sind, darüber kontrovers und ohne Skandalisierung zu diskutieren, überlassen wir das Feld der AfD, die keine Gelegenheit verpasst, solche Vorfälle zu instru-

mentalisieren. Diskriminierung von Weißen ist in dieser Diskussion gerade nicht das Problem. Es geht um unser Zusammenleben. Und die Vorstellung, dass mit einer gut gemeinten Segregation – also Safe Spaces im öffentlichen Raum – der Rassismus in unserer Gesellschaft bekämpft werden kann, ist irreführend.

Für uns ist zum Beispiel unsere Familie ein Safe Space. Das gilt nicht für jeden. Es ist nachvollziehbar, dass andere Angehörige einer Minderheit geschlossene Räume suchen, in denen sie unter sich bleiben und sich ohne die Anwesenheit Außenstehender sicher und vertraut fühlen können. Deshalb sind Vereine wie EOTO wichtig. Im aktuellen Fall wäre es nicht abwegig gewesen, den Badeslot als geschlossene Veranstaltung für die Mitglieder des Vereins von Anbeginn zu kommunizieren. Mit der Ankündigung eines exklusiven Eintritts für die schwarze Community wurde jedoch – bewusst oder unbewusst – eine andere Vorstellung geweckt. Man stellt sich vor, wie am Eingang des Schwimmbads geprüft wird, ob jemand „schwarz genug“ ist, um hineinzukommen.

Das ist nicht die erste Debatte über Safe Spaces in öffentlichen Räumen. 2023 entbrannte sie anlässlich der Ausstellung „Das ist kolonial“ im Dortmunder LWL-Museum Zeche Zollern. Dort wurde samstags zu bestimmten Zeiten der Zutritt für Schwarze und andere von Rassismus betroffene Menschen empfohlen. Sie wollten ihnen „einen geschützten Raum geben, in den sie sich zurückziehen und offen austauschen können“, lautete die Begründung. In der Debatte kamen nur zwei Positionen zur Sprache: Entweder die der AfD und rechter Aktivisten, die dem Museum Rassismus gegen Weiße vorwarfen. Oder die Rechtfertigung der Entscheidung, die Fraktionen von CDU, SPD und Grüne in NRW bei einer gemeinsamen Erklärung formulierten. Auch hier blieb die Frage auf der Strecke, welchen Einfluss ein solches Konzept auf unser Zusammenleben hat.

Auch Schwimmbad-Diskussionen über Safe Spaces gab es schon: In Frankfurt schlug eine islamische Gemeinde vor, ein eigenes Bad ausschließlich für Muslime einzurichten. Gerade muslimische Frauen, die einen Burkini tragen, also einen Ganzkörperbadeanzug, erfahren Anfeindungen. Eine Freundin erzählte uns, dass sie das Schwimmen aufgeben wollte, weil sie als „dreckig“ und „stinkend“ beschimpft werde. Von muslimischen Männern hörte man, dass sie aus religiösen Gründen nicht neben leicht bekleideten Frauen schwimmen möchten. Für viele schien die Idee kurz nachvollziehbar: Ein geschützter Raum für Muslime, frei von Diskriminierung und anderen Konflikten. Gut gemeint. Letztlich aber werden die Filterblasen und Echokammern, die den digitalen Raum dominieren, in öffentliche Räume transferiert – obwohl es eben Räume sind, die eigentlich allen gehören.

Gehen wir das mal konkret durch: Wer entscheidet an der Tür, wer als Muslim gilt? Muss man am Eingang die Schahada aufsagen, also das islamische Glaubensbekenntnis? Wenn die gelobte Selbstbestimmung das Prinzip ist – à la „Ich entscheide, wer ich bin“ –, kann jeder wieder hinein. Wer also legt fest, wer dazugehört und wer nicht? In einem öffentlichen Schwimmbad treffen unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen aufeinander. Die beste Übung in Toleranz besteht darin, den Anblick schwimmender Menschen in jedweder Badebekleidung zu ertragen. Für die einen ist es gewöhnungsbedürftig, Frauen im Bikini zu sehen, für die anderen Frauen im Burkini. Nicht die Segregation, sondern die alltägliche Begegnung mit dem bislang vermutlich Unbekannten ist für ein gelingendes Zusammenleben unabdingbar.

Wenn für jede Gruppe anhand eines Identitätsmerkmals ein eigener, abgesicherter Raum geschaffen wird – hier Schwarze, dort Juden oder Muslime, hier Roma, dort Menschen mit Behinderung, an anderer Stelle Transfrauen –, zerfällt die Idee einer gemeinsamen Öffentlichkeit in lauter Enklaven. Der Versuch, öffentliche Räume nach einem politisierten Prinzip von Identität zu organisieren, setzt die Prinzipien der Demokratie unter Druck. Was als Schutz vor Diskriminierung erst plausibel klingt, mündet in eine paradoxe Bewegung: Ausgerechnet im Namen der Vielfalt wird diese räumlich getrennt.

Man kann natürlich darauf hinweisen, dass auch öffentliche Räume teilweise oder ganz exklusiv für bestimmte Gruppen reserviert werden. So führt „Die Zeit“ an, dass in Freiburg ein reines Damenbad betrieben wird. Oder dass im hessischen Schwalmstadt der Eintritt in diesem Sommer für alle unter 16 Jahren kostenlos sei. Alle anderen müssen bezahlen. Doch der „Zeit“-Autorin ist eine wesentliche Unterscheidung abhandgekommen. Die Kategorien Geschlecht und Alter werden vom Staat anerkannt. Nicht umsonst werden sie in jedem amtlichen Ausweis angegeben. Die Kategorie „Rasse“ hingegen wird von unserem Staat bewusst nicht – beziehungsweise nicht mehr – erfasst. Zum Glück!

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel
erschienen im September „Die Empörungsfälle. Wie wir wieder streiten lernen“ (KIWI).

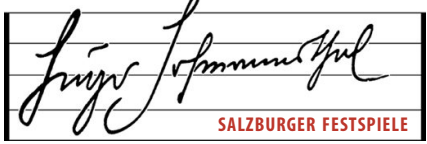


Turtehn, hinterrücks: Alceste (André Szymanski, vorne), Oronte (Ole Lagerpusch), Célimène (Maja Schöne) Foto Armin Smallovic/SF

Kampfzone Geselligkeit

Molières hinreißender „Menschenfeind“ / Von Jürgen Kaube, Salzburg

Gesellschaft ist die Kooperation aller gegen alle. Sie brauchen einander, sie hängen aneinander, sie werben umeinander, und sie streiten miteinander. Mitunter verachten sie einander. Außerdem treffen sie sich in der Kampfzone der Geselligkeit. Deshalb haben sie, hier bei Molière: acht französische Höflinge des untätigen Adels, für alles, was sie schmähen, auch einen freundlichen Ausdruck. Der Labernde „hat allerhand zu sagen“, die Ungeschickte ist „eine



Unschuld“, der Freche „hat Esprit“, der Geizige, den die schöne, gelassen modernisierende Übersetzung in den Text geschmuggelt hat, „geht sparsam“ mit Ressourcen um. Ehrlich ist rücksichtslos. Warmherzig ist heuchlerisch. Kontaktfreudig ist verlogen.

Kurz: Schmeichelei und Euphemismen sorgen dafür, dass in der Geselligkeit nicht alles auseinanderfällt. Die Frage ist nur, ob sich dadurch die Tugend vor dem Laster gebeugt oder dieses sich vor ihr. Den Menschenfeind Alceste macht diese Zweideutigkeit rasend, er hält sie nicht aus. Tugend hat sich für ihn nicht zu verbeugen, denn sie ist im Recht. So nervt er sich und alle anderen in Salzburg fast zwei Stunden lang mit seinen Aufrichtigkeitsvorträgen, seiner verbissenen Insistenz auf ungeschminkter Kommunikation, die er nur zum eigenen Schaden durchhalten kann, weil er eine Zweideutige liebt, die eine offene Beziehung vorschlagende, unverlässliche Célimène.

Dabei ist der die soziale Schminke Schmähende genauso in Farbe getaucht wie alle anderen, nur eben in eine eigene. In Jette Steckels Inszenierung ist der Alceste André Szymanski ein aubergine Wutbürger im Kampfhabit. Seltsam, dass solch ein weiches Gemüse derart erregt bis in die Frisur hinein auftritt. Als die von Catherine Seifert fabelhaft gespielte Eliante ihm gegen Ende rät, sich auf die Hindernisse in ihm selbst zu konzentrieren, anstatt Widerstände nur in der Mitwelt zu suchen, trifft sie

genau diesen Widerspruch. Wir schauen dem Einzelkämpfer Alceste, der in Idealen leben zu können glaubt, im Käfig der rhetorischen Duelle zu, der in Florian Lösches Salzburger Bühne ein schmales, mal bunt, mal weiß umrahmtes Rechteck ist. Zu ihm schaut das Publikum im Saal wie zu einem Boxring hinauf. Zu einer Arena wird er, indem auf der Hinterbühne weiteres Publikum wie in einem Basketballstadion das Spielgeschehen betrachtet.

Alcestes von Kopf bis Fuß blassrosaroter Rivale ist Oronte, der ihm ein offenes Wort über sein schmalztriefendes Sonett – „Du hast mich, Phillis, schwer getroffen / Denn, ach, ein nie erfülltes Hoffen ... u.s.w.“ – abverlangt und vor Gericht zieht, nachdem er es bekommen hat. Ole Lagerpusch gibt ihn etwas schwankend mal sentimental, mal abgekocht, mal fast freundschaftlich. Wie ihn Célimène lieben oder auch nur erwägen kann, ihn zu lieben, verstehen weder Alceste noch sie noch wir. Zu Beginn das Inbild des höfisch rückgratlosen Schleimers, rückt er am Ende ganz in die Fluchtlinie ein, die der Starrsinn des Alcestes mit seinem „ganz oder gar nicht“ der Geliebten förmlich aufzwingt.

Die Célimène Maja Schönes beginnt zurückhaltend, sie ist die farbloseste Figur, die verkörperte Ausrede (freundlicher: schlagfertig), nimmt aber im Lauf des Abends Tempo auf und kämpft um ihre Freiheit, nicht in Besitz genommen werden zu wollen. Ihr Zickenkrieg mit Lisa Hagmeister als fies-intelligenter Arsinoé in einer Szene, in der die beiden Konkurrentinnen einander belecken, beleidigen, beraten und miteinander verhandeln, gehört zu den Höhepunkten des Abends, weil er vorführt, wie paradox die Tauschgeschäfte der Liebe sind, die um der Liebe willen gerade nicht als Tauschgeschäfte erscheinen dürfen: „Ich kenne Frauen, die von Gott geschaffen scheinen, / Liebe zu wecken, und – sie fesseln dennoch keinen!“ Für nichts erhält man nichts. Und manches Mal erhält man auch für sehr viel ganz wenig.

Das gilt vor allem unter Gleichen. Bei Molière stehen die Figuren auf Augenhöhe. Sie treten alle nur mit ihrem Vornamen auf, sind alle intim miteinander, haben einander nichts zu sagen und darum alles. Herausragend die zu-

rückhaltendste Figur, Barbara Nüsse, Verehrung, als Philinte, der als Erster Alceste vor seinem Starrsinn warnt und als einzige der Hauptfiguren glücklich wird. Selbst Nebenrollen wie Acaste, lila und sehr komisch Cino Djavid, und Clitandre, knallgelb und ständig empört Camill Jammall, springen aus dem Farbwirbel der Eitelkeiten funkenförmig heraus. Kommen sie erst einmal in Rage, überlassen sie sich den advokatorischen Redensarten des Stückes, in dem ständig einer den anderen anklagt; so verschwindet der Zeitenabstand zum Stück von 1666. So würden wir noch heute reden, wenn wir es nur könnten.

Deshalb hätte es des mehr als zwanzigminütigen Präludiums nicht bedurft, das sich Jette Steckel für das Stück ausgedacht hat. Lange muss in Salzburg – und später in Hamburg – auf den Menschenfeind gewartet werden, weil Ole Lagerpusch erst einmal zu wummern-den Bässen und dem subtilen Elektroviolinenspiel Matthias Jakisics mit Loopmaschine und Schlagwerk, das später witzig die Szenen untermalt, einen Rap-Gesang nach dem anderen virtuos vom Stapel lässt. Der reißt wahllos Sprüche aneinander: „Ich brauch mehr Stress, bin ein zartes Pflänzchen, / Jeder hat ADHS, und keiner schenkt mir Attention.“

Die schon kraft der Lautstärke – im Foyer lagen Ohrstöpsel aus – erzwungene Attention galt im Deichkindergarten allerdings einem Text, der mit dem Stück nur durch die Verwendung von Sprache verbunden war. Steckels Behauptung, die Verse seien irgendwie eine Reprise auf Molières Alexandriner, mag stimmen, aber nur insofern, als Suppen eine Reprise auf Salate sind. Reflexion und Argument waren im Rap püriert.

Es folgte, weil des Wartens auf Alcestes noch nicht genug war, eine längere Gazeprojektion von geometrischen Formen, Emojis und Schallsymbolen, die ebenfalls Gegenwärtigkeit anzeigen sollten. Irgendwas mit Internet. An der Komödie glitt das ab, man konnte dazu mit den Hüften wackeln, mit den Augen blinzeln oder es ohne Verluste vergessen. Molière bedurfte bei dieser klugen Inszenierung und bei diesen hinreißenden Schauspielern keiner Geschmacksverstärker.



Fernes Berlin

Von Petra Ahne

Es gibt in den sozialen Medien diese Videos von Kühen, die nach einem angebunden im Stall verbrachten Leben zum ersten Mal vor einer Weide stehen. Es dauert, bis sie den ersten zögerlichen Schritt machen, dann werden sie schneller, galoppieren los, manche werfen die Hinterbeine in die Luft. Nach einer Weile zupfen sie auf der Wiese Gras, als hätten sie nie etwas anderes gemacht. Als BerlinerIn, die in Kopenhagen aufs Fahrrad steigt, ist man einer solchen Kuh nicht unähnlich. Es braucht etwas, bis man die eingeübten Überlebensstrategien ablegt: nicht mehr stark brems, obwohl grün ist, weil der nächste Rechtsabbieger, der nicht guckt, nie weit ist; übersichtliche Kreuzungen nicht mehr mit den Fußgängern überquert, weil man sicher ist, nur so heil auf die andere Seite zu kommen. In Kopenhagen sollte das nur tun, wer sich eine freundliche Mahnung nicht entgehen lassen möchte, dass man gerade Fluss und Ordnung stört. Traut man sich endlich zu glauben, dass hier Radler und Fußgänger der Maßstab und Autofahrer die das akzeptierende Minderheit sind, will man gar man nicht mehr runter vom Rad und gleitet mit der exakt getakteten grünen Radfahrerwelle vorbei an Parks, die sich in Regenwasser-Speicherbecken verwandeln können. An Häusern, auf deren Dächern Bäume wachsen und auch mal ein ganzer Bio-Bauernhof angelegt ist. Am Stadtwald, der früher eine Asphaltfläche war. An der Müllverbrennungsanlage mit der Skipiste oben drauf, die aus dem Abfall der Stadt Strom und Fernwärme macht. An den Holzplanken, von denen die Kopenhagener ins Hafenwasser springen, das sauber ist, weil in einer Schwammstadt die Abwasserkanäle nicht mehr überlaufen. Den Weg zurück in den deutschen Sommer der Hitzewellen, Brände und austrocknenden Flüsse begleitet das beschwingte Gefühl, dass es auch in deutschen Städten schon etwas werden wird mit Klimaschutz und -resilienz, weil das am Ende eben nicht nach Verzicht aussieht, sondern wie ein Ort, an dem man leben will. In Berlin trifft man dann als Erstes auf eine Demonstration: Bewohner und Nachbarn der langen und angesagten Torstraße im Stadtteil Mitte protestieren gegen den Plan, auf ebendieser Straße 40 Bäume zu fällen. Was leider sein muss, wenn man als CDU-geführte Verkehrsverwaltung (Wahlslogan 2023: „Berlin, lass dir das Auto nicht verbieten“) zwar einen – vor der größten Kreuzung dann aber abrupt endenden – Fahrradweg einrichten, die zwei Autospuren in jede Richtung jedoch behalten will. Noch dürfen die bis zu 80 Jahre alten Linden auf der in den vergangenen Tagen wieder backofengleichen Torstraße für Erleichterung sorgen – um bis zu zehn Grad kühler ist es in ihrem Schatten. Im Herbst sollen die ersten fallen. „Cut the bullshit. Not the trees“ steht auf dem Plakat einer jungen Frau. Kopenhagen ist sehr weit weg.

Jazzpreis für Sandner

Wolfgang Sandner, von 1981 bis 2008 Musikredakteur im Feuilleton dieser Zeitung, für die er nach wie vor schreibt, erhält den Hessischen Jazzpreis 2026. Der hessische Kunst- und Kulturminister Timon Gremmels, der den 1990 ins Leben gerufenen, mit 10.000 Euro dotierten Preis auf Vorschlag des Beirates Jazz vergibt, bezeichnete Sandner als „Ausnahmeerscheinung des Qualitätsjournalismus“ und begründete seine Entscheidung folgendermaßen: „Wolfgang Sandner hat mit seinem feinen Gespür für Klang und seinem kritischen Blick den Diskurs insbesondere zum Jazz über viele Jahrzehnte geprägt. Es ist seinem Schreiben zu verdanken, dass die Gattung Jazz auch hierzulande als eine der wichtigen zeitgenössischen Musikgenres betrachtet wird.“ Der promovierte Musikwissenschaftler, 1942 im tschechischen Ozeck geboren, schrieb unter anderem vielgerühmte Biographien über den Jazztrompeter Miles Davis und über den Jazzpianisten Keith Jarrett. Der Preis wird Wolfgang Sandner am 26. September in Darmstadt verliehen. F.A.Z.